

Inhalt

Vorbemerkung	7
Prolog: Vier Schüsse und viele Fragen	11
1. Im Banne von Ressentiments: Die Polizei im «Zigeuner-Krieg»	18
2. Unruhe in einem friedfertigen Dorf	30
3. Die Odyssee der Opfer	40
4. Rolf Bossi: Ein Staranwalt für Roma	48
5. Der verstockte Täter und seine Ratgeber	55
6. Vier Tage vor Gericht	62
7. Wutbürger in ihrem Element	75
8. Die Reihen fest geschlossen: Die CSU und der Todesschütze	82
9. Der «Große S-L» und die Aufrüstung der Verteidigung	99
10. Rassistische Hetze in der Revision	109
11. Strafnachlass wegen politischer Protektion?	131
12. Der Tod als langer Schatten	142
13. Die Tat als langer Schatten	158
14. Was bleibt?	171
Epilog: Nedelkos Traum	198

Dank 211 — Anmerkungen 213 — Literatur-
verzeichnis 241 — Quellenverzeichnis 251 —
Abkürzungen 254 — Namenregister 255

Vorbemerkung

Niederthann gibt es wirklich. Auch die Hauptperson dieser Geschichte ist nicht erfunden, sie trägt nur – aus Rücksicht auf das allgemeine Persönlichkeitsrecht – einen anderen Namen.¹ Und: Die Geschichte selbst hat sich in den 1970er Jahren buchstäblich genau so ereignet, wie sie hier erzählt wird. Nichts daran ist Fiktion. Ich halte mich bei ihrer Nacherzählung an die Quellen, vor allem an die Ermittlungs-, Prozess- und sonstigen Akten, die im Staatsarchiv München verwahrt werden. Bei der Schilderung der Atmosphäre nehme ich mir aber gelegentlich die Freiheit, Lücken der Überlieferung durch einfühlsame Nachempfndungen und realitätsnahe Behelfskonstruktionen zu schließen, die in allen Fällen plausible, aber nicht ganz gesicherte Stützen in den historischen Quellen haben – in der Lokalpresse beispielsweise oder in Interviews mit Familienangehörigen der Opfer, mit Bekannten und Nachbarn des Täters, mit Journalisten und Rechtsanwälten, die mit dem Fall zu tun hatten oder ihn aus der Nähe beobachten konnten.

Die Geschichte begann am 5. November 1972 mit vier Schüssen, die Angehörige einer seit Jahrhunderten geschmähten und verfolgten Minderheit trafen: Zigeuner. Damals nannte man Sinti und Roma so, und dieser Begriff ist auch hier – trotz aller berechtigten Einwände, die ich teile – nicht ganz verzichtbar, sind die zitierten Quellen doch voll davon. Die Zeitgenossen, selbst die meisten Sinti und Roma, kannten und verwandten lange nur diese Bezeichnung, die in den 1970er Jahren wegen ihres diff-

mierenden Charakters erst problematisiert, dann geächtet und schließlich auf Grund des Druckes der Bürgerrechtsbewegung der Sinti und Roma in einem Akt zerknirschter und Zähne knirschender Selbstreinigung offiziell ad acta gelegt wurde. In diesem Buch geht es um diese Zeit, es geht um den Geist und die Stimmung der 1970er Jahre, die in ihren Ambivalenzen und Widersprüchen nicht eingefangen und mit ihren verletzenden Dimensionen nicht thematisiert werden können, ohne gelegentlich den Begriff Zigeuner heranzuziehen. Auf ihn wird insbesondere dort rekurriert, wo es gilt, die Sprech- und Ausdrucksweisen der Zeitgenossen zu illustrieren und den langsamen Geltungsverfall einer herabsetzenden Zuschreibung zu verfolgen.

Doch sollte man sich nicht täuschen. Die offizielle Delegitimierung ist bis heute nicht in allen Teilen der Gesellschaft angekommen. Zigeuner hin, Sinti und Roma her – die Ressentiments, die sich auch in der Aufbruchzeit der 1970er Jahre gegen sie richteten, sind noch längst nicht überwunden. Sie haben in den Zuwanderungs-, Asyl- und Flüchtlingsdebatten der letzten Jahre sogar neue Virulenz gewonnen und damit auch dem Begriff Rassismus erneut Konjunktur verschafft.² Nach 1945 wurde er aus Gründen der Selbstentschuldung aus dem Wahrnehmungshorizont verbannt und von der Fassade eines angeblich «relativ breiten antirassistischen Konsens[es]»³ verdeckt. Rassismus, so sollte es scheinen, gab es in der geläuterten Bundesrepublik nicht mehr oder nur in Form der Fremden- und Ausländerfeindlichkeit, die man als Devianz betrachtete und von sich schob.⁴ Vom «Tabu des Wortgebrauchs»⁵ geschützt, galt er als von der deutschen Geschichte selbst erledigtes Phänomen, das nur noch in fernen Ländern wie Südafrika und den Vereinigten Staaten anzutreffen war.

«Wir» schienen frei von ihm zu sein, waren bei genauer Betrachtung aber in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts noch stark von ihm durchtränkt. Auch die Gegenwart kennt ihn nur allzu gut. Rassismus ist keine «Anhäufung von Irrtümern und Ausnahmen im Betrieb der Moderne», keine Anomalie, sondern «ein hoch komplizierter Bestandteil» der Moderne, nichts ande-

res als Normalität.⁶ Er herrschte damals überall, und er ist heute in vermindelter Form noch immer fast überall präsent. Man findet ihn in der Presse, in amtlichen Verlautbarungen, in Statistiken und vor allem in den Köpfen unzähliger, sogenannter normaler Menschen, also nicht nur in rechtsextremen Milieus. Ständigen Metamorphosen unterworfen, hat er ebenso viele Opfer wie Gesichter. Der Rassismus in seinen modernen Erscheinungsformen (und in seiner maximalistisch-vagen Fassung) ist keine fest gefügte Ideologie, er kann sich in vielfältigen Formen gegen bestimmte Gruppen, gegen Ethnien und Kulturen richten und dabei zu empfindlichen Diskriminierungen führen.

Diese Gruppen werden von außen, durch die Zuschreibung von soziologischen, symbolischen und imaginären Merkmalen definiert, die hier aus einem einfachen Grund nicht näher diskutiert werden müssen: Der auf Sinti und Roma zielende Rassismus, der Antiziganismus,⁷ wie er 1972 in Niederthann zutage trat, ist keine neue, sondern eine alte, fast klassisch zu nennende Form des Rassismus, die seit Jahrhunderten in Theorie und Praxis eine stupende Konstanz aufweist und sich auch in der Gegenwart kaum gewandelt hat. Das Objekt der «Konstruktion des Anderen»⁸ ist eine vor Langem «erfundene» minoritäre Gruppe. Ihr wurden bestimmte Merkmale biologischer, charakterlicher und kultureller Natur angeheftet, die von der Mehrheitsgesellschaft nicht nur als fremd und minderwertig, sondern als kriminell und so gefährlich betrachtet werden, dass die Gruppe als Ganze immer wieder herabgesetzt und ausgegrenzt wurde und wird⁹ – und das, obwohl das inkriminierte Kollektiv sehr heterogen ist und in seiner großen Mehrheit aus deutschen Staatsbürgern besteht.

Ziel dieses Buches ist es, dem Antiziganismus am Beispiel eines Kriminalfalles aus den 1970er Jahren seine düster-irisierenden Farben zu geben, die Makro- und Mikrodimensionen des Rassismus sichtbar zu machen und damit den Begriff selbst aus seiner Pauschalität zu lösen. Dabei entsteht ein kleines Gesellschaftsfresko der deutschen Provinz von erschreckender Aktualität. Denn

die Realität ist noch immer bitter genug und die Frage nicht obsolet: Die Schüsse von Niederthann – könnten sie wieder fallen, wen würden sie diesmal treffen und wie würde die Gesellschaft heute darauf reagieren?

Prolog

Vier Schüsse und viele Fragen

Es ist der Nachmittag des 5. November 1972. Anka steht in einem kleinen Dorf in der Nähe von Pfaffenhofen an der Ilm, 50 Kilometer nördlich von München, keine zwanzig Kilometer von Freising entfernt. Auch Hinterkaifeck (im literarischen Leben Tannöd), der düsterste und rätselhafteste Mordort in Bayern, ist nicht weit. Niederthann, so heißt das Dorf, ist umgeben von sanften Hügeln mit Wiesen, Wäldern und Feldern, aus denen jetzt im Herbst graue Hopfenstangen wachsen und schief zum Himmel deuten. Eine fruchtbare Gegend und uralter Kulturboden; Niederthann wurde fast auf den Tag genau vor 1154 Jahren, am 6. November 818, erstmals urkundlich erwähnt.

Die Kirchturmuhre hat soeben drei Uhr geschlagen. Anka hat jetzt noch zehn Minuten zu leben. Die 18-Jährige ist 1,62 Meter groß, sie hat lange schwarze Haare, dunkle Augen und ein freundliches, offenes Gesicht. Sie trägt eine gelbe Strickweste, eine weißblau gemusterte Bluse und einen bunten Rock.¹ Die junge Frau sieht sich um. Die Sonne hat ihren Zenit bereits überschritten, Schleierwolken ziehen über den Himmel, über einem sumpfigen Graben steigen feine Nebelschwaden auf. Das Dorf liegt wie verlassen da: eine romanische Kirche mit einem gedrungenen Turm, ein gepflegter Friedhof, auf dem die Reinthaler, Wohlrab und sogar die Stowasser ihre letzte Ruhe gefunden haben, ein paar stattliche Bauernhöfe, die auskömmlichen Wohlstand im Hopfengeschäft verraten, ein kleines Lagerhaus, ein Lebensmittelladen, ein Wirtshaus mit Metzgerei, ein, zwei Autos davor. Ansonsten

nichts, keine Menschenseele auf der Straße, im Ort herrscht träger Stillstand, den auch die sieben Schläge der Turmuhr und die dumpfen Klagen der Türkentauben nicht stören. Es ist, als verdaue sich das verkrochene Dorf in solchen Stunden im Schatten der Kirche selbst, wie jeden Sonntag, wenn die Bauern sich ein paar Stunden Ruhe gönnen.

Anka wird von vier Mädchen im Alter von elf bis 18 Jahren begleitet. Sie wollen Lebensmittel auftreiben für ihre Leute, die an der nahen Autobahnraststätte warten, sind aber bisher erfolglos geblieben. Wo immer sie klopfen und fragen – man wies sie ab. Die Bauern wollen mit den schwarzhaarigen Mädchen in ihren fliegenden Röcken nichts zu tun haben, sie verstehen sie nicht und fürchten sie, weil sie anders sind. Zigeuner nennt man sie, Roma sind sie. Anka ist eine von ihnen und kennt solche missmutigen Zurückweisungen. Die Einheimischen begegnen ihnen fast überall so.

Am östlichen Ortsrand, direkt an der Straße, keine 150 Meter von der Kirche weg, liegt ein kleiner unscheinbarer Bauernhof: zweistöckiges Wohnhaus, Stall, Nebengebäude. Das Zauntor steht offen, die Haustür ist nicht abgesperrt. Die Bauersleute sitzen im Wohnzimmer, der Fernseher läuft, Kinder reden laut durcheinander. Ruft Anka, klopft sie an die Tür oder schleicht sie mit den anderen einfach so in das Haus? Polizei und Justiz stehen später vor einem Rätsel. Klar ist nur: Die fünf jungen Frauen und Mädchen betreten das Haus und halten sich im Erdgeschoss nicht lange auf, sie steigen sofort die Treppe hoch, in den ersten Stock, dann in den Dachboden.

Sie haben nicht viel Zeit, um sich dort oben genauer umzusehen. Denn schon dringen von unten Geräusche herauf – Mädchenstimmen im Flur, eine knarrende Tür, dann Schritte auf der Steintreppe, die zum ersten Stock führt, und auf der Holztreppe zum Speicher. Es sind die schweren Schritte eines Mannes, die sich im ersten Stock verlieren, und die leichteren einer Frau, die näher kommen, bedrohlich näher. Anka stockt der Atem, sie muss nicht lange überlegen. Sie gibt ihren Begleiterinnen ein

stummes Zeichen und stürmt schließlich, die vier Mädchen hinterdrein, Hals über Kopf an der Bäuerin vorbei. Die fünf Romnja hören die gellenden Schreie der Frau, sie hören die kreischenden Kinder, die der Mutter mit einigem Abstand gefolgt sind, und hasten weiter die Treppe zum Erdgeschoss hinunter. Drei, die jüngsten, sind schon durch die Haustür entwischt und auf der Straße, als Schüsse fallen, vier trockene Schüsse kurz hintereinander, abgefeuert auf die fliehenden Mädchen. Keiner geht daneben.

Anka ist am schwersten getroffen. Ein Projektil durchdringt ihre Lunge, ihre Speiseröhre und die Brustschlagader, das andere steckt im Unterleib, jeder Schuss hätte für sich allein zum Tode geführt: Die rechte Gesäßhälfte ist verletzt, das Becken zerschmettert, die Gebärmutter durchschossen – und mit ihr der Fötus eines 36 cm großen Kindes; es wäre ein Junge geworden.² Anka verblutet auf den untersten Stufen der Treppe. Milena ist auf der Flucht noch über sie gesprungen, wird dann aber kurz vor der Haustür ebenfalls von zwei Schüssen erwischt: Durchschuss der linken Wade und Bauchschuss.³ Sie kommt schwer verletzt mit dem Leben davon. Still ist es danach nicht mehr in Niederthann, und auch mit der Ruhe ist es für lange vorbei. Vier Schüsse reißen das Dorf aus der gewohnten Ereignislosigkeit.

Die tragischen Vorfälle wühlten das ganze Land auf. Das Fernsehen und zahlreiche Zeitungen berichteten über die «Jagdszenen aus Oberbayern»⁴, viele auf der ersten Seite mit Bildern des Täters und des Opfers, und der Schriftsteller Bernd Schroeder schrieb ein stark verfremdetes Drehbuch über den Fall, das der Regisseur Hartmut Griesmayr 1977 für das Zweite Deutsche Fernsehen verfilmte. «Notwehr» hieß der in das Aussteiger-Milieu transponierte Film, in dem Stars wie Günter Lamprecht und Friedrich von Thun zu sehen waren.⁵ Sogar der Bundesgerichtshof beschäftigte sich zwei Mal mit dem Fall. In der bayerischen Provinz, so hieß es, war ein «Zigeuner-Krieg»⁶ ausgebrochen, der damals nach einer Erklärung verlangte und es heute noch immer tut: Wie kam es zu diesem Blutbad? Wer war der Täter? Ein unbescholte-

ner Bürger, ein schießwütiger Waffennarr oder ein fremdenfeindlicher Fanatiker? Eine «Bestie»⁷? Um wen handelte es sich bei den Opfern? Woher kamen sie? Was hatten sie in Niederthann vor? Welche Rolle spielte die Polizei bei der Aufklärung und welche die Justiz bei der Ahndung des Verbrechens? Was bewog den Verteidiger des Täters, einen politisch weit rechts stehenden Anwalt, der bereits bei den Nürnberger NS-Prozessen mitgemischt hatte, immer wieder Öl ins Feuer zu gießen? Von welchen Interessen ließ sich der renommierte Strafverteidiger Rolf Bossi leiten, als er die Vertretung der Roma übernahm? Wie reagierten die örtliche Gesellschaft und die Medien auf die Schüsse in Niederthann? Wie die große Politik, die schon dadurch in den Fall verwickelt war, dass ein bayerischer Minister aus dieser Gegend stammte, dort seinen Wahlkreis hatte und den Täter persönlich kannte? Wie groß war die Versuchung für die Parteien, die Angst vor den «Zigeunern» zu schüren, um die eigenen Reihen zu mobilisieren, oder die «Zigeuner»-Phobie als schändlichen Anachronismus zu verdammen, um den gleichen Effekt bei anderen Wählergruppen zu erzielen? Schließlich befanden sich Bayern und der Bund Anfang der 1970er Jahre fast permanent im Wahlkampfmodus. Überhaupt und generell: Aus welchen Motiven speiste sich die unerhörte öffentliche Resonanz des Falles, der immer weitere Kreise zog?

Diese Fragen stehen im Zentrum des Buches. Aber nicht sie allein. Es geht auch um die psychischen Folgen des Verbrechens. Wie kam der Täter damit zurecht, dass er das Leben einer schwangeren jungen Frau auf dem Gewissen hatte? Was erlebten und erlitten seine Ehefrau und seine beiden Töchter, die einen Mann und einen Vater hatten, den man zur «Bestie» erklärte? Wie ging die Dorfgemeinschaft mit ihm und ihnen um? Ähnliche Fragen richten sich an die Gruppe der Roma, aus deren Mitte die Opfer von Niederthann kamen. Anka hinterließ einen Mann und zwei Kinder, die ohne ihre Mutter aufwachsen mussten – sogar ohne Erinnerung an sie; so klein waren sie, als die Tat geschah. Fanden sie je heraus aus dem monströsen Schatten, den der Verlust

der Mutter warf? Erhielten sie und das zweite Opfer mit seinen schweren Verletzungen Unterstützung? Materielle Entschädigung? Oder blieben sie mit ihren Narben allein, weil man sie für gefährliche Fremde hielt, die nicht dazu gehörten und niemanden zu kümmern brauchten?

Nicht zu vergessen die langfristigen politischen Folgen. Niederthann war gewiss nicht überall. Aber überall wuchs wegen solcher und ähnlicher Fälle – und des öffentlichen Streits darüber – das Bewusstsein für die Nöte und Sorgen der Sinti und Roma. Seit Menschengedenken an den Rand gedrängt, geächtet und verfolgt, waren sie im Dritten Reich zu Hunderttausenden ermordet worden, ohne dass sich eine Stimme für sie erhoben hätte. Auch nach 1945 fanden sie lange keinen angemessenen Platz, weder bei Wiedergutmachung und Entschädigung noch in der Erinnerungskultur. Die Sinti und Roma blieben, was sie immer gewesen waren: gefürchtete Außenseiter, von denen man nichts hören und sehen und die niemand zum Nachbarn haben wollte.

Erst Anfang der 1970er Jahre rückte ihr Schicksal langsam in das Blickfeld einer breiteren Öffentlichkeit. Parteien und Kirchen begannen, sich für sie zu interessieren. Zivilgesellschaftliche Organisationen kümmerten sich um ihre Belange. Beherzte Einzelne machten sich zu ihren Fürsprechern. Den Weg dazu ebneten vielfältige gesellschaftliche Wandlungs- und Liberalisierungsprozesse, die den halben Globus erfassten. Zu nennen wären hier nicht zuletzt die Bürgerrechtsbewegung in den USA, die Menschenrechtsdebatte in den Vereinten Nationen, die Studentenbewegung in den Metropolen und der Machtwechsel in Bonn, den SPD und FDP zu einem politischen Paradigmenwechsel stilisierten, der ganz im Zeichen von Reform und Erneuerung zu stehen schien.

Die Aufbruchstimmung veränderte vieles, aber bei Weitem nicht alles. Sie sprach nur bestimmte Alterskohorten und gesellschaftliche Sektoren an und traf zudem auf mächtige Beharrungskräfte, die in konservativen Parteien ihre Speerspitzen hatten und ange-

sichts des allgegenwärtigen Veränderungsdruckes selbst einen wahren Vitalisierungsschub erlebten. Der Weg der Sinti und Roma zu Akzeptanz und Integration war deshalb steinig. Erfolge blieben aber nicht aus, größere sogar, weil auch die vom liberalen Zeitgeist geprägten jüngeren Generationen der Sinti und Roma umzudenken begannen. Sie waren es leid, sich zu verleugnen, als Bittsteller aufzutreten und immer nur Opfer zu sein.

Erste Versuche, sich zu organisieren, um Sichtbarkeit zu gewinnen und ihren Forderungen nach Gleichberechtigung und Gleichbehandlung mehr Nachdruck zu verleihen, hatte es bereits in den 1950er Jahren gegeben. Sie kamen aber nicht wirklich voran und blieben immer wieder im Dickicht der gegen sie gerichteten Ressentiments und Vorurteile stecken. Das änderte sich in den 1970er Jahren – und paradoxerweise auch durch den «Zigeuner-Krieg» von Niederthann. Die tödlichen Schüsse waren ein Weckruf, der viele, zumal junge Sinti und Roma wachrüttelte. Nach Niederthann und einigen anderen Vorfällen ähnlicher Art wuchs ihre Entschlossenheit, die Dinge selbst in die Hand zu nehmen. Sie handelten voller Wut und selbstbewusst auch mit Blick auf die eigene Vergangenheit, die sie nun – wie einige andere NS-Opfergruppen – offen zum Thema machten. Das Ergebnis konnte sich sehen lassen, es bestand nach vielen Rückschlägen und langen Vorbereitungen in der Gründung des Zentralrats Deutscher Sinti und Roma im Jahr 1982, der seitdem dafür sorgt, dass das Leid und die Forderungen dieser Minderheit nicht mehr von der Tagesordnung verschwinden.

Die Tragödie von Niederthann ist, wie erwähnt, kein erfundener Stoff, sondern eine wahre Geschichte, die sich genau so zutragen hat und anderswo genau so hätte zutragen können. In der bayerischen Provinz prallten damals zwei Welten aufeinander, die sich überall im Land gegenüberstanden: eine fast noch archaische, in der Glaube und Aberglaube sowie ein tief sitzendes Unbehagen gegenüber Fremden und Fremdem die Mentalität bestimmten, und eine vom Reformgeist der 1960er und 1970er Jahre geprägte neue Welt, die ihre Konturen aber viel langsamer ge-

wann, als in der Erbauungsliteratur über «1968» und die liberalisierenden Folgen oft zu lesen ist. Das galt generell, wenn es um Sinti und Roma ging, lagen die Dinge noch etwas anders: Die viel beschworene Liberalisierung der Bundesrepublik, oder besser: die Tendenz, traditionelle Ängste und Ressentiments zu überwinden, machte an den Grenzen Bayerns nicht Halt, sie drang aber auch nicht wirklich durch, sondern hinterließ im Umgang mit Sinti und Roma hier wie anderswo kaum mehr als Spurenelemente.